

Leitung bedarf. Der Gefahr des emittierens im Winter sind auch weber Gasernietungen noch Ueberlandbreitungen ausgesetzt, und sie können auch nicht in kürzester Zeit vom reinen Kohlenbrenn und dem Schwefelgehalt der Kohle durchgefressen werden.

Der Haushalt von heute.

(Kochbuch verboten.)

Weiße Fischen auf Aspplatten.

Durch Aufstellen heißer Zeller, Platten und Rahmen entstehen auf bunten, lackierten oder polierten Fischen, Fensterbrettern usw. leicht weiße Fischen, die mit Essig beseitigt, nach kurzer Zeit vollständig verschwinden. Man muß natürlich mit reinem Wasser gut nachwaschen und darauf völlig trocken werden.

Vereinfachtes Gardinenaufsteden.

Die umständlichen Wäsche- und Spannarbeiten von Gardinen, sofern sie nicht aus feinstematerialen Spannstoffen bestehen, kann man sich ersparen, wenn sie nach dem Trocknen glatt zusammengelegt recht und hart eingeprengt nach einigen Stunden Durchlebens flucht aufsteht. Das Gemede läßt sich auf diese Weise sowohl gefällig in glatt herabhängende Falten ordnen wie auch besonders gracios seitlich aufstellen. Nach dem Trocknen hat es jedoch den großen Vorzug, daß es jederzeit durch Nachlegen oder "Rücken" vom Staub befreit werden kann, ohne seinen gefälligen Haltensatz zu verlieren.

Um die Gardinen vor Sonnenbrand zu schützen,

gibt es ein praktisches und billiges Mittel. Es hat gegenüber dem Stoff den großen Vorzug, der Wäsche nicht zu beschädigen und für billigen Preis ergänzt werden zu können. Es ist ein Spezialpapier. In weiß, creme, malvegelb oder schwarz, ebenso in verschiedenen Größen zu haben, liegt es breit genug, um für jeden Fensterriegel ein Schutzgitter daraus schneiden zu können. Nachdem es in der erforderlichen Länge abgemessen wurde, näht man am oberen und unteren Quersatz ein Stück Leinwand als festen Rand mit der Wäsche darauf, bringt an diesem 2 bis 3 kleine Metallringe an und hält jedes Knieleuch der Sonnenhitze an eingehüllten Fäden oder Rägeln fest. Am unteren Rande befestigt man es auf gleiche Weise am Fensterbrett oder unter dem Fensterbrett, wo die Fäden oder Rägeln beim Herausziehen aus dem Fenster nicht hören, ebensomöglich sichtbar sind. Die einzige Schwachheit besteht dabei das Anhalten am oberen Fensterbrett, aber ein Klebkleb ist ja schnell von einem Fenster zum anderen getragen. Außer Gebrauch werden diese Vorhänge zusammengedrückt verwahrt.

Altkäfer, farbige Silbereten, Decken usw.

bedürfen bekanntlich besonders schonungsvoller Behandlung im Hause, wenn nicht die Fäden auslaufen und die einzelnen Stücke dadurch ihr gutes Aussehen völlig verlieren sollen. Eine oft erprobte und stets als tadellos erkannte Reinigungsart ist dafür folgende: Man läßt auf einen Eimer voll lauwarmes Wasser seifen, einen Schüssel voll Kalkseifenpulver unter Umrühren sich auf. Sieht nach einiger Zeit die kalte Flüssigkeit vom Boden ab in das Wasserglas, läßt nun in etwa ein Viertel Liter kaltem Wasser einen geschälten Schüssel voll Waschwasser legt immer nur zwei Stücke auf einmal vor den Silbereten und Decken hinein. Angenehm hat man sich ein zweites Gefäß mit hartem, kaltem Wasser bereitzustellen, legt jede gereinigte Silberet sofort in dieses, spült sie hier nach nacheinander in Wasser, wendet sie heraus und rückt sie in Handtücher, die man am besten doppelt legt oder mehrmals wechselt. Ist die meiste Käse auf diese Weise aus den Silbereten gezogen, dann können nun dieselben nach einigen Stunden mit recht heißem Eigel auf diese Unterlage hineingelagert.

Zeitgemäße Kochrezepte.

Speisenkarte von getrockneten Pilzen.

Pilze sind ihres hohen Eiweißgehaltes wegen ein trefflicher Fleischersatz. Da sie jetzt in getrocknetem Zustande allenthalben zu kaufen sind, sollte man sie zu Brotkräutern bereiten, der äußerst nahrhaft, beidmässig und zuträglich ist. Haben doch die ehernen Pilze einen Gehalt von 50,89 Prozent Kali, 33,71 Prozent Phosphorsäure, 4,94 Prozent Schwefelsäure, 8,37 Prozent Bittersäure, 1,95 Prozent Natron, 1,82 Prozent Eisenoxid, 0,98 Prozent sonstige Nährstoffe. Es liegt also auf der Hand, daß sie dem Körper Stoffe zuführen, die ihm heute bei unserer einseitigen Ernährung unentbehrlich fehlen. Zum würzigen Brotkräuter macht man 1 Teelöffel voll getrocknete Pilze nach folgendem Verfahren am Abend kalt ein,

dämpft sie am Morgen im Einweichwasser langsam weich, wiegt sie abgetropft sehr fein, läßt in der Kochbrühe seinen Griech langsam bis ausquellen, fügt den Pilzen eine große, in etwas Fett weichgekümmelte, zerschnittene Zwiebel, Paprika oder Pfeffer, Salz und eine Pfefferkörner gewiegten Kammel bei und läßt sie damit nochmals aufkochen. Sodann auf Brot getrichen, wie auch mit irgend einem lauren Salat zu Kartoffeln gegessen, schmeckt dieser würzige Brotkräuter aus gezeichnet. Ebenso erweist sich ein Zusatz von Pilzen an gemischtem Gemüße (Jogurtgemüse, "Leipziger Allerlei" und Gulasch, Graupenspeisen, Kartoffelgemüse, Fischknein und namentlich an allerlei würzigen Soßen als außerordentlich kräftigend und den Geschmack verbessernd. Kartoffelsalat mit einer kräftigen Pilzsoße gereicht, macht Fleischbeilagen völlig vergessen und Pilzbratung aus gleicher Mischung wie der Aufstrich bereitet, nur durch aufgeweichte Semmel gebunden und in Margarine gebraaten, sind eine wertvolle Beilage zu jedem Kohl- und Kartoffelgemüse.

Abarber-Grießspeise

Ein Pfund feine Grießmehl, röstungsfähigen Abarber, den man in feiner Siebzeit noch ungekühlt verwenden kann, schneidet man in fingerdicke Scheiben, läßt ihn in kochendem Zuderwasser, in dem man etwas Zimt und Vanille oder Vanillezucker auflösen ließ, einmal aufkochen, so daß er noch ganz bleibt. Dann hebt man ihn mit dem Schaumöffel heraus, quillt im Kochwasser seinen Griech bis aus, füllt ihn fogenweise mit den Abarberstücken in eine Glasschale, und gibt nach dem Erkalten zur gestärzten Speise eine falsche Mandelmilchsoße oder verdünnten Risch- oder Himbeerjaff.

Leckere Schwammkässe als Beilage zu eingedicktem Obst.

Leipziger Allerlei, Möhrengemüse, Kohlrabi, Schwarzwurzel und Teltomer Röhren. Vier gekühlte Eipflöck voll Griech und ebensoviele Mehl, etwas geriebene Natron wird mit Mager- oder Buttermilch, die auch sauer geworden sein kann, zu einem steifen Teig verührt, worauf man unter diesen eine Messerspitze doppeltsohlenlaures Natron und einen gehäuften Teelöffel voll Salz in einem ein Viertel Teelöffel voll Wasser gelöst, als Triebkraft zusetzt. Der gut geklappene Teig wird darauf mit nachgemachtem Pössel zu kleinen Röhren abgeteilt und zehn Minuten bei offenem Topfe in Salzwasser gekocht. Sie müssen sofort verpeist werden, da sie sonst zusammenfallen und fest werden.

Vermischtes.

Eine neue französische Hege gegen die deutsche Kunstverwahrung wird jetzt einiger Zeit mit allen Mitteln der raffinierten französischen Technik ausgeführt. Sie teilen der ahnungslosen Welt mit, daß die belgischen Museen, in denen die Deutschen das in Nordfrankreich gestohlene Kunstgut zusammengebracht hatten, jetzt allmählich von diesen Schätzen geleert würden. Der "Temps" meldet, Lille habe vier Güterwagen mit Gemälden aus den städtischen Museen bekommen. Zwei Wagen brachten Gegenstände aus der Stadt Laon und Umgebung. Zehn Wagen würden in Valenciennes abgeladen. Darin seien die wertvollsten Handschriften aus den Museen und Archiven Nordfrankreichs. Die Gemälde und Bildwerke, die aus den Museen von Lille, Valenciennes und Douai gestohlen wurden, würden demnach von Brüssel zurückgeschickt. — Diese ganze Hege wird wohl des besseren Willen in der französischen Öffentlichkeit getrieben, denn alle Sachkenner auch auf geographischer Seite wissen genau, daß diese Kunstwerke keineswegs gestohlen, sondern von der deutschen Herrschaft vor der Vernichtung bewahrt worden sind, damals, als die rücksichtslose Besetzung der französischen Städte durch die Alliierten erfolgte. Gestohlene Waren vereinigt man doch nicht in Depots und Museen in Feindesland und stellt sie dort öffentlich aus. Die Delegierten der französischen Regierung haben diese Tatsachen, wie die Eisenacher "Antiquitäten-Rundschau" ausführlich, längst festgestellt und das forrekte deutsche Verhalten anerkannt. Umso heuchlerischer erscheint jetzt, wo die Kunstwerke dank der deutschen Sorgfalt ihren rechtmäßigen Besitzern wieder zugeführt werden können, die französische Hege, die anjcheinend besonders in Amerika Einbruch machen soll.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 4

Sonntag, den 27. April

1919

Marietes Weibwerdung.

Von Max Preis.

Eine tiefe, traumlose Ruhe lag über der verlassenem Straße, die im Norden der Stadt niedert und lieblos ihre beiden feineren Fronten in die Grotte der vielen Häuser hineinbaute. Ein paar schwächliche Deternen lagen kalt und müde in den Nebel der Nacht. Aller Atem des Tages war jetzt verbraucht und nur selten holte sich das Klappern eines einsamen Schrittes ein lautes Echo von den kalten Wänden. Durch diese Verlassenheit ging Mariete heim; mit einem festen, harten, männlichen Tritt; zudig, gleichmäßig, von der Mühsal des Tages beschwert, aller Haß und Zierlichkeit ledig waren diese Schritte. Die weiten Schöße des Mantels hoben sich wie Flügel von Marietes Gestalt weg und ließen den Nachwind an den Widelgamaischen Gerren, die ihre Weite fest umschloßen hielten. Ein paar Männer bogen, ungewiß und vom Necht halb verblüßt, irgendwo um die Ecke, aber Mariete befehlente ihre Schritte nicht, sie hatte selbst jede Erinnerung daran verloren, daß einzelne Frauen in nächstlichen Straßen belästigt werden könnten. Wievielmal war sie in den Nächten der beiden letzten Jahre so fest und unbedeutend heimgangen, noch erfüllt und ermüdet vom schweren Dienst bei der Eisenbahn. Da hatte sie, schon halb in Träumen, das Haus vor aufgeschloßen, was die vier Treppen hinaufgehenden, die kein Licht erhellte außer den Bistonen von roten und grünen Signalen, die ihr im Halbmonde vor den Augen tanzten; dann hatte sie ihre Stube aufgeschloßen, die Wäge, die zugewöhnt wie eine Frau auf ihrem blonden Haar gelegen hatte, floh auf den Stuhl, der Mantel, schwer vom Regen und vom Kohlendampf der Lokomotiven, glitt von ihren breiten Schultern, und die Widelgamaischen läßen sich wie Fesseln und Schlingen von ihren Beinen. Dann warf sie sich ins Bett, und wenn ihre Hände wie ordnend in das verstaubte Haar griffen, dann geißelte sie schon halb im Schlaf, und sie träumte dabei schon, daß sie gar nicht nach ihrem Haar griffe, sondern die Tafeln äge, auf denen die Zahrt- richtung der Züge stand; irgend jemand erzeigte sich: "Teufel noch mal, schon wieder falsch gezogen", und darüber erkant Mariete sehr, daß sie in die tiefe Bewußtlosigkeit eines traumvergeßenen Schlafes fiel. — Der Gedanke, daß sie heute zum letzten Male vom Dienste heimgegangen sein sollte, berührte sie fremd. Eigentlich beschäftigte sie jetzt nur ein Wackelnde, denn abends ein Zug in ihrer Station erlitten hätte. Und sie hätte doch eigentlich daran denken und sich freuen müssen, daß nun dieses harte, unfruchtbare Dienen zu Ende war, und daß oben, über Treppen hoch, ihr Mann, der heute aus dem Felde zurückgekommen war, ihrer wartet.

Wählig schloß Mariete auf. "Da bist du ja," sagte der Mann. "Ja, Weib, brachte sie nicht hervor. Wägend sie die Wäge von ihren vielen blonden Haaren lossetzte, betrauerte sie ihr Mann. "Wie hübsch du geblieben bist, Mariete, und wie dich die Uniform kleidet." Sie hörte ihn kaum, sie sah nur, daß diese Worte und daß eine Soldatenmütze und ein grauer, wider Mantel im Zimmer lagen, und daß alle diese Gegenstände ihr morgen, wenn sie zum Dienst gehen würde, sehr hüderlich im Wege liegen würden. Was, so morgen beginnt ja das große Feiern, aber was dann? O, sie war ja so müde! Ihr Mann schloß eines der Kasse auf. Mit plumpen, freudigen Augen drehte er das Gefäß vor ihr aus: Grüne Seide, Silberet! Kann man grüne Seide und Silberet zur Uniform tragen? Nein! Sie nickte verschlafen und brumme: "El ja, schon..." Der Mann wurde ganz verlegen; als Mariete sie Fußplanordnung und die dicke schwere Dienstuhr auf den Tisch legte, alles sehr ordnungsgemäß und für rasche Griffe vorbereitet, sagte er: "Ja, du siehst, wenn du so in deiner Uniform auf dem Bahnhof handelt, da haben die Männer wohl keine Zeit, dich zu begad, he? Späher!" Sie sah ihn verblümmtes und ärgerlich an. Was, so ein Mann denkt! Er wunderte sich, daß sie kein Wort für ihn hatte und kein Begucken, von dem allen zu wissen, was er erlebt hatte. Er schloß sie schmerzlich, wie sehr sie erweicht war.

Morgens schreite sie zur gemohnten Stunde auf, langte nach einem Uniformstück und die Sehnacht nach dem Morgenlaffe reiste ihren Geman. Sie hatte sich noch lange nicht beponnen, daß das ja alles heut nicht mehr so hüßig gesehen müsse — da sah sie den Mann, der am Herde herumirrschaltete. Und mit einem Male stand eine Tasse heißen Kaffees mit Karbon

Duft vor ihr. Guten Morgen, Mariete... Bohnenkaffee... "lagte der Mann lustig lächelnd. Fast feindselig waren jetzt ihre Augen; alles in ihr wehrte sich gegen das Weiße, freundliche, Bärtliche, das an sie herantrat. Sie schlüpfte in ihre Uniform und ihr war, als gäbe ihr das Kraft und Widerstand. Dann kostete sie den Kaffee. Das ließ sich nicht leugnen, der war gut. "Hm, Bohnenkaffee," sagte sie. "Ja, Niets, den hab' ich dir mitgebracht." Und er legte eine dicke Scheibe Wurst vor sie. Da überkam sie wieder dieses Auflehen. "Nanu, bin ich denn ein Kind, daß man mich füttert?" Sie rühte ihre Wäge ins Gemü und funktete den Mann an. Wählig fand der Mann die große Erkenntnis für all dieses unterdrückte Frauentum. Und mit einer willkürlichen, ehrlichen Ergreiftheit sagte er nur: "Mariete, was mußt du alles mit gemacht haben?" Da war zum erstenmal eine Wichtigkeit in ihr: "Martin, was ist denn das alles gegen deine Sorgen und Plage und Leiden?" Aber schon reute sie wieder das gute Wort. Sie wäre am liebsten nach der Station gerannt.

"Mariete, willst du nicht die Uniform ausziehen? Da bist doch eine Frau, bist doch jetzt wieder meine Frau...?" Sie ärgerte. "Was... was soll's hier denn anziehen?" "Nicht, nicht die blaue Wäge, weihst noch Niets?" "Das hast du dir gemerkt!"

Sehr langsam legte sie die Uniform, Stück um Stück, ab und zog kleine Halbputze an und einen langen Rock und die blaue Wäge. Und mit jedem Stück der Uniform war das Weibredens von ihr gemid. Nun stand sie vor dem kleinen Spiegel, der sich sehr freute, ihr Gesicht wieder zu sehen, und ordnete ihre Wäden.

Wählig sprang sie auf und warf die Arme um ihren Mann. "Martin, Martin, daß du wieder hasten bist!" und meinte und meinte und küßte ihn. Wählig lächelte her: "Weißt du, Martin, auf die grüne Seidenbluse laie ich die Spitzen nähen, die du mitgebracht hast!" Er schloßte ganz fest. "Irgendwas fuhr ein Stadtbahnzug vorbei und die Lokomotive piff in der ruhigen Morgen ein Hoderstiebel."

Die Macht der Gewohnheit.

Von Eugen Szatmari.

In einem vornehmen Herrenwagengschäft erscheint ein Herr. Er ist schwarzgekleidet, sein Gesicht hat einen ernsten, steifen Ausdruck. Ungewöhnlich ist er in Trauer. "Ja, möchte ein wonachlässig einfaches weißes Herrenhemd haben," sagte er.

"Bitte schön," antwortete der Geschäftsinhaber dienstfertig, "ich habe sehr schöne Herrenhemden am Lager. Prima Ware. Es wird sich vielleicht empfehlen, wenn Sie sich gleich ein halbes Duzend kaufen, denn es ist leicht möglich, daß wir im nächsten Monat gar keine Hemden mehr auf Lager haben werden."

"Ich danke, aber ich brauche nur ein Stück, und auch das nicht für mich, sondern für einen Toten..." "Für einen Toten..." Das runde Gesicht des Geschäftsinhabers verfinsterte sich augenscheinlich und er schau trübsaltrauigen Ausdruck an, den der Kunde zur Eile trägt. Zu gewöhnlichem, düsterem Filterton wendet er sich an seinen Gehilfen: "Geben Sie ein ganz einfaches weißes Herrenhemd her, er ist für einen Toten..." Auch das Gesicht des Gehilfen verfinsterte sich. Die trüben, alles erzwingende Mächte des Todes schwebt plötzlich zwischen den Wänden.

"Bitte..." Der Gehilfe reißt dem Kunden das Hemd, "prima Ware, sohd und dauerhaft. Eigentlich beträgt der Preis 50 Mark, aber für einen Toten wollen wir nur 40 Mark rechnen."

"Bitte empfinden..." "Kann ich vielleicht noch etwas blenen?" "Nun, nein... er braucht ja nichts mehr," sagte der Kunde, aber für sich. Das Hemd wird eingepackt. Der Kunde übernimmt es, der Gehilfe weiß ihn an die Kasse und fragt dann, immer noch

mit einer ernsten, düsteren Miene, aber ohnmächtig gegen die Macht der Gewohnheit, in einem verführerischen Eirenton, wie immer, tief Zahren, jeden einzelnen Kunden: „Beliebt noch eine vornehme Krawatte gefällig?“

Ludchen geht spazieren.

Von Wolfgang Kraus.

(Nachdruck verboten.)

Sonntag, der dreizehnte April. Eine tumbhäusige rote 80, fettlich gekleidet, wie ein Serenissima nach dem Diner, und drum herum ein untertäniges Gefolge schwarzzimmelter Buchstaben.

Doktor Ludolf Spinner ließ den Sonnabend, den er vom Kalender gelit, er hatte, gleich einem Vorhange herab. So weit war es noch nicht. Ein Tag war ihm vom Schicksal noch geschenkt, bevor er über die Schwelle des ersten Halbjahrhundert hinaus in das zweite schritt, während durch die andere Tür der spitzbüßige Mai seinen Einzug hielt. Ein Tag — ein Sonntag! Dann war er fünfzig Jahre alt.

Er verstaute eine spöttliche Geste um den schmalgeprägten Mund, doch als er nach dem Spiegel griff, mußte er sich gefehen, daß sein Lächeln gezwungen war. Wirklich, er sich sein Bild im spärlichgehenden Quecksilber vorübergleiten, er war nicht mehr jung. Fast der ganze Keel immer noch, die Muskeln straff wie vor dreißig Jahren bei den Dragonern, aber das Bäuchlein, das Bäuchlein! Mund und prall unter der Weste genötigt, erfreulich war als Zeugnis des nützlichen Staatsbürgers, aber doch ein Fiehl gekletter Widenstand zum Monat Mai. Und der graue Schein des kurzgeschorenen Hauptes ließ auch ein Silberfünfteln neben dem anderen ausblenden, das geteilt noch nicht dagewesen war.

Doktor Ludolf Spinner ließ das Fenster weit auf und lehnte sich auf, hinauf in den warmen leuchtenden Frühlingssorgen, der ihm in düstigen Bögen um die Schläfen strich. Dräben beim Nachbar schliefen verlangende Kinderhände die schweren silberfarbenen Dolben des braunelichen Fiebers, und oben auf dem Dachstuhl strich, umhüllt vom Glorionsein sprühenden Sonnengoldes, lächelt ein Kater entlang. Der Kater ging spazieren.

Alles geht spazieren. Er würde es auch tun. Dabei kommen die besten Gedanken. Wertwürdig, wieder mußte er jetzt an die langweilige Tante Marianne denken, die ihn einmala, als seine Wärterin ihn auf dem Arme trug, mit den Worten begrüßt hatte: „G, sieh mal da, Ludchen geht spazieren.“ Das war seine prädestinierte Kindheits Erinnerung.

Ja, war denn das ganze Leben nicht so? Man glaubt spazieren zu gehen und wird doch nur spazieren getragen von irgend einer rittelfastigen, härteren Gestalt, sei es nun Umme oder Tante, spazierengelassen, einem Ziel entgegen, das man nicht kennt.

Ich was, weg mit den Gräbelgrillen! Heute war der letzte Tag der Jugend, heute war ihre Feiernacht, dann ein Proßt, und ohne Träne ihr den Rücken geschickt! Aber würdig soll sie zu Grabe getragen werden. Ein kleines Abenteuer muß sie können, in einem fröhlichen Jungmädchen muß sie glodenstein auslingen, und goldener Wein vom Rhein soll ihr der Abgibtens sein, bevor Ehabis und Bordeaux, die Tröster des Alters, ihr Andenten fortspülen.

Als Doktor Spinner am Abend die vertrauten Steinbänke von Katscheller hinunterließ, war die Sonne hinter grauen Häusermaßen längst verschwunden, und auch in seinem Gemüt wurde es dunkel. Den ganzen lieben Frühlingstag war er hinter einer schlüßigen Jugendhimmel hergewesen und hatte sie nicht fangen können. Ausgelacht wie ein Bab kam er sich vor.

Das Abenteuer, was er suchte, hatte seinen Weg gemieden. Mit leichten Mikrusstatten auf der Stirn, trat er in den Saal und wurde nicht besser gelumt, als er alle Lische besetzt fand, in seiner Lieblingsloge gar eine komplette Familie mit fünf Kindern.

Beim Weitergehen stochte plötzlich sein Fuß. Da lag ganz allein an einem Tisch, offenbar fremd in der Stadt, denn eine kleine, braune Keiseltische stand daneben, ein junges Ding. So neunzehn Jahre etwa, eigenwillig Ringelstrahl um die lustige Stirn, und der blasser Schmelzblau in den gedrängten Wangen umherpompig, als wären all die Geflüster, von Beruf und Hans-Jo verchieden gezeichnet, nur ein spähiges Silberbüß, in dem ein sorgloses Wädel nachweis blättern dürfte. Und die schmale Hand, die das Glas festerlich an den so jungen roten Mund führte — doch das alles war es ja gar nicht, was den Doktor Ludolf Spinner in Raum hielt.

vergeßen war das Abenteuer, verjunkt die Gegenwart. Ein Bild aus zwischenweltlichen Tagen der Jugend umgaukelte den zwischenweltlichen Ennen. Karre ist sein Auge? Lotte — Lotte — — wo kamst du wieder her? Heute noch fünf- undzwanzig Jahren —

Doktor Ludolf Spinner war ein wohlgezogener Mann. Sein Herz konnte wohl betäubt werden, konnte mit dem Schläge aussetzen, nicht aber sein Vernehmen. Und so ist es gar nicht verwunderlich, daß die Verbindung, mit der er sich an den Tisch setzte, genau so ausfiel, wie er es nicht anders gewohnt war, höflich und gemessen.

Nein, von einem Abenteuer konnte wirklich nicht die Rede sein. Er kam sich durchaus als der gemeinliche ältere Herr vor, und auch sie, die freimütig auf seine Unterhaltung einging, ließ deutlich erkennen, daß sie in ihm den Anstößler sah. Lotte hieß sie zwar nicht, aber die Stimme, die leichte Handbewegung, mit der sie das lockere Haar hinter die Ohren strich — wie Perlen an reich vorübergleitender Kette ließ Erinnerung an Erinnerung aus dunkler Vergessenheit vor seiner Seele auf. Lotte! Seine erste, große Liebe —

Sie hob das Glas, gegen das er klingend das seine neigte, und blinzelte ihm mit frühlichem Anlachen durch den goldgelben Schein hindurch an. Nein, eine Lotte Wälder taunte sie nicht. Wie, etwa fünfundsiebzig? Um Gottes Willen, so alt war ja Tante Ulrike, das Etel. Nein, drittlich nicht, und in Waidau hätte sie überhaupt keine Bekannten.

Ein bieder Herr am Nachbartisch, der aufmerksam über die Zeitung hinweg zugehört hatte, lehnte sich zu Doktor Ludolf Spinner und kippelte ihm mit einem witzvollen roten Folienfinger auf den Arm.

„Lotte Wälder, sagten Sie? Und Waidau? Vor fünf- undzwanzig Jahren? Beliebt! Dresdenerstraße 65“ — Doktor Ludolf Spinner nickte nur noch, er begriff nicht. — „Ja, wissen Sie, mein Gutsbesitzer, das ist nämlich jetzt meine Frau, die Schlichtermeisterin Kunze ist mein Kame. Da kommt sie ja auch schon.“

Und auf den Tisch so schön sich ein unförmiges Weisen, am selbstbewußten Doppeltinn eine groß: dunkle Borze, und ein Anflug von Schmutzbarhütchen um der Nase, die sich wie in witterndem Erkennen gegen Doktor Ludolf Spinner richtete.

Dieser glaubte einen Geist zu sehen. Genau so bild war seine Wärterin gewesen. Und ihm war, als müßte diese Frau Schlichtermeisterin Kunze — ja, Entsetzen! — was wirklich Lotte, jene schlante, läge Lotte, die er einst so heiß geliebt — als müßte sie ihn jogleich auf den Arm nehmen und sagen: „Gudun, Ludchen geht spazieren.“

In diesem Augenblick begann die große Uhr zu schmarren und zu marren und sich zu räubern, und dann klang der erste von zwei gewichtigen Schlägen festerlich durch den Raum.

Doktor Ludolf Spinner war in sein fünfzigstes Lebensjahr hineinspaziert. Er warf dem Kellner, der hinter einer Säule heroochschob, einen Schein zu und griff nach Mantel und Hut. Seiner kleinen Tischnachbarin gab er die Hand und den Hut, niemals einen Schlichtermeister zu heiraten. Dann schritt er mit einem häßlichen Gruß gegen Herrn Kunze und seine Frau, die in erstöndem Erkennen, „Ludchen“ stammelte, hinaus. Er mußte unbedingt noch ein Stückchen spazieren gehen.

Klaus Groth.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Am 24. April waren hundert Jahre vergangen, seit Klaus Groth in dem kleinen holländischen Dorfe Heide zum ersten Male das Licht der Welt sah, gleich Hebbel aus dem Stamme der Dithmarscher. Wie Hebbel ist er ein Kind des Volkes; denn war jenes Vater ein armer Maurer, so ist er der Sohn beim Kirchspiel eines Hämatorists. Und doch, weiß Unterschied zwischen beiden! Der eine der tragische, baltische, kämpfende, ringende, entbehrende Dichter voller Leidenschaft und Lebenskraft, dieser der stille, zarte und zufriedene Lyriker. Jener der herbe Dramatiker, in seinem ganzen Wesen dem gewaltigen Sagen vermandt, Klaus Groth eher vergleichbar der weisen und doch heldenhaften, bald heiteren, bald schwermütigen und immer nur menschlich so nahen Gekalt Volkers. Beide echte Germanen!

In der Stille seines Heimatlandes wuchs Klaus Groth auf. Im Anschauen und Erleben des geheimnisvollen Natur Niederlands mag sein Talent erwacht und gewachsen sein, wo Wald und Saab, Moor, March und Meer in die es

gründeter Tiefe ihre Märschen zogen. Nur ein Kind dieses Landes kann seinen Zauber lässen und lösen. Klaus Groth sollte einer der wenigen sein, die berufen und auserkoren sind. Lange Zeit allerdings ahnte keiner in ihm den Sänger seiner Heimat, er selbst hat dreißig Jahre hindurch nichts von seiner dichterischen Bestimmung gewußt. So besog er mit 19 Jahren das Schullehrerseminar in Lunden, wo er bis 1841 blieb. Die beschönigte Anstellung, die er dann in seinem Geburtsdorf als Waidenlehrer fand, brachte ihm trotz aller äußerer Beschränkung nicht. Durch Selbststudium erwarbte er seine Kenntnisse unermüßlich lernte und arbeitete er für seine Heimat, seine Sprache und sein Volkstum wollte er kämpfen, aber noch verhalte sein Kampfruf fast ungehört. Zudem zeigten sich seine Kräfte dieser ununterbrochenen Anstrengung nicht gewachsen. Er mußte sein Amt aufgeben, um Ruhe und Erholung zu suchen. So sehen wir ihn die nächsten sechs Jahre hindurch, von 1847 ab, bei einem Freunde auf der Insel Fehmarn verweilen.

In dieser Zeit fand er den richtigen Weg; im Jahre 1852 erschien das Werk, das seinen Namen plötzlich bekannt machte in deutschen Landen, das seinen Höhepunkt unserer Dialektbildung und unserer Kunstfertigkeit überhaupt bildet „Ludborn“. Die zarte, innige Schlichtheit und Einfachheit des Volksliedes ist im „Ludborn“, auch in den später herausgegebenen Teilen mit dem reinen Rhythmus und der edlen Form der Kunstprose zu einem doppelt schönen Ganzen verbunden. Hier zeigt sich die volle Kraft und Ausdrucksfähigkeit seiner Muttersprache, von der er selbst singt: „Min Woderbrat, wa singst du schön! Wo bist du mit vertrat! Woer ad mit Hort as Stahl un Steen.“

Er dreht den Welt herum.“

Über wenn er „Sinnbegriff“ und „Abendfrieden“ in seinen einfachen Worten schied, oder die scheinlich läche Erinnerung an Kinheit und Jugendzeit wiedererleben läßt in „Min Soham“ oder „Wa id wegging“. Wie natürlich und doch wieder wie eben, klingen seine Reime und seine Kinderlieder „Woer de Goem“. Dann zeigt sich wieder Klaus Groths nordische Abkunft und der Stolz auf sein Volkstum, wenn er in „Gedichten“, „Ut de ol Stad“ die Freiheitsliebe und den Kampfmuth der Dithmarscher verherrlicht und in seinen kühnabartigen Gedichten von ihren Sagen erzählt, wie in „Hans Inor“ vom Wertwolf. Und dann fühlen wir auch die ergreifende Einfachheit seiner Sprache in den „Wollen, wie in „Sonne ut Frantich“ oder in „Peter Kurrad“, wo aus den stillen Kreisen ruhig stehender Abendunterhaltung sanft und allmählich ein Menschlichkeitsgefühl zu traglicher Höhe emporwächst. Es sind mit Hebbels „alleinnamenlichen Gedichten“ die ersten und die schönsten Früchte nennenderdeutiger Poesie. Keiner, der nur einigen Sinn für sein Deutschland besitzt, kann sich diesen ergreifenden und sinnenden und dann wieder schaffenden Weibern verschließen, in die der Dichter mit seiner eigenen Seele auch das Gefühl und Empfinden unseres ganzen Volkes hineinlegt. Hier quillt wirklich ein heiter und klarer, erquickender Born; es ist ein Werk so groß, daß ihm kein anderes bisher gleichkam, daß Groth selbst es nicht mehr hat überreifen können. Das ist überhaupt das Wunderbare an diesem Dichter, daß er aus dem Dunkel und den engen Verhältnissen seiner Heimat mit einem Schritt hinaus ins helle Licht der Welt trat.

Nun fielen auch alle äußeren Hindernisse. In Kiel vervollständigte er sein Wissen, größere Reisen nach Süddeutschland und in die Schweiz weiteten seinen Blick, und von der Bonner Universität wurde ihm für seine Verdienste um die plattdeutsche Sprache 1856 die Doktorwürde verliehen. Im folgenden Jahre lehrte Groth in seine Heimat zurück, um in Kiel als Privatdozent deutsche Sprache und Literatur zu lehren; dort wurde er nach einem knappen Jahrzehnt zum Professor ernannt, und wieder neun Jahre später erhielt er, 1875, den Schillerpreis.

Seine hochgeachteten Gedichte, in den „Hundert Wälder“, „Ludborn“ zum „Ludborn“ gesammelt, fanden zwar, als sie 1854 erschienen, nicht den gleichen Beifall wie die des „Ludborn“ und stehen ihnen an künstlerischem Werte auch weit nach; dagegen ist das kleine Epös „De Seilertrog“ wieder künstlerisch und voll dramatischer Reize. Gleiche Unmittelbarkeit und Kraft, aber ohne den düsteren, schicksalshängenden Hintergrund, beweist die idyllenartige „Katheter Wälder“ und im „Dochter“. Beide Dichtungen gehören sich wieder durch Erhabenheit und Schönheit an. Sie gehören in ihrer Art zu den Perlen unserer Literatur.

Wie alle Werke Groths wurzeln auch seine zahlreichen unsterblichen Erzählungen z. B. die „Botelle“, durchaus im

Boden seiner Heimat. „St. Kewes“, „Krausenth“ eines von schönsten Gemälden aus der Zeit der deutschen Schwärze, ja wird hier ebenso anständig, wahrheitsgetreu und gerühmt die politisch bewegte Zeit um die Mitte des vergangenen Jahrhundert gezeichnet. Mit Miller Freude an seinen neuen diesen Landestönen und den charakteristischen Eigenarten seiner Heimat ist alles gezeichnet. In den Schwächen, was er auf diesem Gebiete gezeichnet hat, gehören „Um de Seel“, „De Seil“ und „Ernie“.

So ging der Dichter Klaus Groth auf der einmal erreichten Höhe seines Lebensweges, und als er am 1. Juni 1899 in Kiel als Achtzigjähriger starb, da schied mit ihm — das fühlen wir immer deutlicher — da schied mit ihm eine unserer Größten. Aber sein Andenken wird fortleben, seine Werke und das, wofür er Zeit seines Lebens wirkte: die deutsche Sprache, deutsches Wesen, das deutsche Volk. (S. 26)

Eine Umwälzung der Kohlenversorgung.

Nicht nur Deutschland hat gegenwärtig eine Kohlenkrise durchzumachen. Auch in den Vereinigten Staaten ist es nicht viel besser. Nur wird die dortige Kohlennot zur Hauptursache durch Verkehrsverengungen bedingt. Angehts dieser Mängel tritt nun, dem „Prometheus“ zufolge, der Ingenieur H. G. Clark mit dem Plan an die Öffentlichkeit, die Kohlenversorgung der Eisenbahnen abzunehmen und sie durch ein das Land durchziehendes Rohrleitungssystem, ähnlich dem der Erdölversorgung dienenden pipe-lines, zu bewerkeln. Bei der Kohlenkrise soll die Kohle zu Pulver gemahlen, gemahlen und als ein von Verunreinigungen nahezu völlig befreit durch Rohlen durch Krefelpumpen in die Rohrleitungen gebracht werden, die möglichst an den Eisenbahnen entlang verlegt werden und zu den Krefelpunkten des Kohlenverbrauches führen sollen. Pumpsationen würden in Abständen von 15 bis 20 Kilometer erforderlich werden.

Nach der Entwässerung würde die gepumpte Kohle dann von den Vorratsbehältern aus den Verbrauchern direkt zu geführt, aber in der Hauptsache nicht in der Form von Kohlenstücken, sondern mehr als Rots und als Gas, die in großen, bei jeder Verteilungsstelle zu errichtenden Kokerien erzeugt werden sollen. Die Koksabfälle sollen mit einem entsprechenden Zusatz von Kohlenstücken und Pech britteliert und als Hausverteilungsmaterial verwendet werden, die Kokerien sollen für die Gewinnung von Nebenprodukten eingerichtet werden — das sind noch lange nicht alle amerikanischen Kokerien — so daß mit einer recht guten Auswertung der gepumpten Kohle zu rechnen wäre.

Eine Rohrleitung von 0,5 Meter Durchmesser soll im Tage nicht weniger als 25 000 Tonnen Kohle fördern können mit einem Kohlenaufwand von nur 50 Cents für 1000 Tonnen und eine Welle (1,6 Kilometer) und da heute die Beförderung auf der Eisenbahn für 1000 Tonnen Kohle und eine Welle mehr als 4 Dollars kostet, so glaubt Clark eine Ersparnis von etwa 1 Million Dollars im Jahre herausbringen zu können, wenn etwa 70 Prozent aller geförderten Kohle durch seine Rohrleitungen gepumpt werden würden.

Die Herstellung des Kohlenkokes ist einschließlich der Wälder, die bei der stark verkohlten Kohle notwendig sind gründlicher auszulien würde als bei unzerkleinerten, so daß auf die Verbrauchstellen möglichst reine Kohle gelangen würde, soll zwischen 25 Cents und 1 Dollar für die Tonne kosten. Was die Rohrleitungen, die Pumpsationen und die Vorratsbehälter — ein solcher muß an jeder Pumpsation vorgehoben werden, damit nicht bei der geringsten Störung die ganze Kohlenversorgung stockt — kosten sollen, sagt Clark nicht, doch soll in den Förderkosten von 50 Cents für 1000 Tonnen und die Welle eine Verzinsung des Anlagekapitals von 10 Prozent eingeschlossen sein.

Was die gewaltigen Umstellungen der Feuerungen auf Rots, Kohlenstücken, Britlets und Gas kosten, ist auch nicht gelogt, und es darf wohl bezweifelt werden, daß die durch die oval pipe-lines erzielbaren Ersparnisse wirklich so „unbegrenzt“ sein werden, wie Clark sie errechnet. Immerhin ist dem Plan amerikanische Großindustrie nicht abgeneigt, wenn deutsche Ingenieure auch der Ansicht zugehen dürften, daß das bei uns angestrebte Verfahren, die Kohle durch Pumpen nicht mehr auf größere Entfernungen zu befördern, sondern sie auf der Kohlenkrise in Gas zu verwandeln dürfte, da sich Energie umziehen, den Vorzug verdienen würde, da sich Gas leichter pumpen als Kohlenpulver und bei schlechteren Strom so gar ohne Pumpe ausströmen und nur eines Druckes zur Fort-